

Bonn vorgestellt wird, gibt es jedoch nicht nur massiven Widerstand bei der Bevölkerung. Auch das Darmstädter Öko-Institut hat im Auftrag der Umweltorganisation Greenpeace die Schwachstellen der Erdbestattung ermittelt. Danach zeigten Probebohrungen am Rande der Schlammseen „geologische Störungszonen“.

„Großflächige Auswaschungen“ des radioaktiven Materials, das noch nach 1600 Jahren strahlt, seien durch unkontrollierte Wassereinbrüche zu befürchten. Allein mit dem Gehalt des giftigen Metalls Arsen in den Wismut-Seen lasse sich ganz Europa vergiften. Und Was-

sereinbrüche sind nicht einmal unwahrscheinlich: Steigt der Wasserspiegel, der derzeit unter der Erdoberfläche künstlich abgesenkt ist, dann laufen die Gruben und Schächte voll.

Die Darmstädter Wissenschaftler zogen zum Vergleich die Regeln heran, die Umweltbehörden in den USA nach ihren Erfahrungen mit stillgelegten Urangruben in den Bundesstaaten Utah, New Mexico und Arizona für die Sanierung aufgestellt haben. Danach wäre das Wismut-Projekt „nicht genehmigungsfähig“. So müssen beispielsweise die US-Betreiber für mindestens 200 Jahre einen „Dichtigkeits-

nachweis“ erbringen. Doch selbst eine sichere Einkapselung würde das Problem in Wismut nicht beseitigen. Denn von den Wismut-Halden wurde in den vergangenen Jahren massenweise Material zum Bau von Häusern und Straßen abgeholt. Ähnlich wie bei dem verseuchten Kieselrot auf westdeutschen Sport- und Spielplätzen weiß niemand, wo überall die strahlende Schlacke liegt.

Fündig wurden Umweltfahnder jüngst am Hermsdorfer Kreuz südlich von Leipzig. Dort ging 1989 ein ganzer Güterzug Wismut-Schlacke in den Untertagebau der Autobahn.

## „Schwarz heißt Gefahr“

Wie die Bewohner des sächsischen Urandorfs Trünzig mit der Angst vor den Wismut-Abfällen und dem Radongas leben

**D**er Pfarrer von Trünzig zuckt mit den Schultern, dreht die Augen zum Himmel: „Was hätte ich schon gegen die Wismut sagen sollen“, fragt er und schaut dann auf die Grabsteine des kleinen Friedhofs. Seit mehr als 30 Jahren predigt Heinz Gropp, 55, in dem sächsischen Dorf. Und nie hat der demütige Mann dabei ein böses Wort über die Atomfirma verloren.

Er sagte nichts, als im März der 55 Jahre alte Eberhard Lauckner starb, dem der Krebs die Speiseröhre zerfressen hatte. Er sagte nichts, als Herrmann Piehler mit 48 Jahren unter die Erde kam, weil ihm Metastasen im Kleinhirn saßen. Er sagte nichts, als Bernd Musch mit 40 Jahren an Leukämie starb. Und bei all den anderen Krebstoten in Trünzig, da sagte der Pfarrer auch nichts.

„Jede Obrigkeit ist von Gott verordnet“, glaubt Gropp. Außerdem könne nicht bewiesen werden, daß das Wismut-Uran die Menschen tötet. Und so wird er wohl wieder nichts sagen, wenn sie Joachim Lucas bringen, dem jetzt im Krankenhaus der Krebs ins Gehirn wuchert.

Die meisten der 1050 Einwohner des Dorfes Trünzig, das südöstlich von Gera mitten in der Uranregion liegt, haben sich an die Gefahr gewöhnt, die nach wie vor von den Stollen, Ablagerungen und allerorten austretenden Radongasen ausgeht. Gerade 30 Dörfler kamen, als sich Wismut-Vertreter im Gemeindehaus dem Kreuzverhör von Umweltschützern stellten.



Absetzbecken für Uranschlamm: „Die Bosse sollte man alle reinschmeißen“

Die anderen hoffen, daß sie es schon irgendwie überleben werden. Zwar klagen viele Trünziger über dauernde Müdigkeit und Kopfschmerzen – beides typische Symptome für Strahlenschäden. Doch Mark Uhlig, der in der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft „Frieden“ arbeitet, sagt: „Wir müssen es nehmen, wie es kommt, wir können eh nichts dran machen.“

Pfarrer Gropp präsentiert gar eine beruhigende Erklärung für den frühen Tod der Nachbarn: „Vielleicht“, sinniert er, „waren die Alten einfach robuster.“ Denn früher, das belegen die Grabsteine, wurden die Menschen steinalt in ihrem idyllischen Fachwerkdorf zwischen

Wald und Hügeln. Nur gab es früher auch noch nicht die Halde, 300 Meter hinter Trünzig. Am Rand stehen Schilder: „Müll abladen verboten!“ Im Krater des Berges schimmern zwei künstliche Seen. Reiher fliegen, Mücken tanzen.

Ein Idyll in Baggerseeblau – wäre da nicht das Rohr, aus dem schwarze Brühe ins Wasser schießt, rund 700 Kubikmeter pro Stunde.

Das ist der Abfall der Wismut: Uranschlamm, der pro Kilo mit bis zu 18 000 Becquerel Radium 226 strahlt. Das gilt zwar amtlich als nur schwach radioaktiv, doch dafür liegen hier unter freiem Himmel 120 Millionen Kubikmeter des

Atom Mülls. Das Wasser der Atomseen verdunstet und versickert, breite Uferstreifen liegen trocken. Der Wind wirbelt den feinen Staub auf und bläst ihn in Wolken nach Trünzig runter ins Tal. Dann knirscht der strahlende Dreck zwischen den Zähnen der Dorfbewohner.

Selbst die Wäsche im Schrank muß ausgeklopft werden: Der Staub dringt durch jede Ritze. Hinzu kommt das radioaktive Gas Radon 222, das aus dem See ausgast und nach Trünzig herabsackt, weil es schwerer ist als Luft. Vor allem aber erzeugt es Lungenkrebs.

„Die Bosse der Wismut, die sollte man doch alle reinschmeißen in ihre Atomseen“, poltert in der Dorfgaststätte „Zwei Kastanien“ ein Trünziger, der noch immer bei der Firma arbeitet. Andere Arbeitgeber sind rar. Und am eigenen Häuschen hängt er, auch wenn er den Keller nur nach gründlichem Lüften betreten darf.

Knapp 40 000 Mitarbeiter hatte die Wismut vor der Wende. Bis 1995 sollen davon weniger als 10 000 übrig sein. Erst wurden die Menschen vergiftet, jetzt werden sie gefeuert. Für den unsicheren Job nehmen Wismut-Arbeiter auch das Jucken in Kauf: Nach Schicht, wenn sie unter der Gemeinschaftsdusche stehen, schauen sie sich auf die Beine, die rot sind und fleckig von Ausschlag und Flechten.

Vor der Wende erklärte die Wismut solche Symptome für lästig, aber ungefährlich: Wenn tagsüber dunkle Wolken auf die Dörfler niedergingen, sollten sie halt das Licht in der Stube anknipten.

Wenn nachts die Atomfabrik Seelingstädt zwei Kilometer weiter Schwefelsäuredampf abgeblasen hatte, dann mußte Pfarrersgattin Brigitte eben neue Apfelbäumchen pflanzen. Und die Erdbeeren konnte sowieso niemand mehr essen, so schwarz verbrannt, wie sie waren. „Industrienebel“, so nannte die Wismut verharmlosend die Giftwolken. Vor die Atomfabrik wurde ein Warnschild samt Blinklicht gestellt, das

Lastwagenkutscher vor der sporadisch auftretenden Sichtbehinderung warnen sollte. Die „weiße Glocke“, sagt der ehemalige Wismut-Arbeiter Sepp Rötzer, 67, „roch wie Katzenpisse, nur noch schärfer“.

Rötzer brachte es bei der Wismut bis zum Brigadier, doch getraut hat er seinem Arbeitgeber nie: „Wenn einer was hatte, dann haben ihm die Wismut-Ärzte Tabletten gegen Bauchschmerzen gegeben. Und dann war es auf einmal Krebs.“ Neben Rötzer am Kneipentisch hockt der alte Kurt, der mal wieder völlig betrunken Rotz und Wasser ins Bier heult und die Wahrheit sagt: „Unsere besten Leute haben die totgemacht, ja-



**Wismut-Manager Dreißig:** Schnaps gegen die Angst

woll.“ Sepp Rötzer beruhigt ihn – er dürfe nicht ungerecht sein. Schließlich hätten alle gern bei der Wismut gearbeitet. Denn die lockte mit Löhnen, die fast doppelt so hoch waren wie im Rest des Landes.

„Der Dreck bleibt uns hier, nur der Dreck“, bölt Kurt dazwischen. Der Sepp legt ihm wieder die Hand auf den Arm und erzählt, daß die Kumpel zu Spottpreisen Urlaub machen konnten. Und auf ihren Trabi mußten sie nur sechs Jahre warten und nicht zwölf wie üblich.

Außerdem gab es steuerfreien Schnaps, zwölf Flaschen im Monat zu 1,12 Mark das Stück. „Kumpeltod“ nannten die Wismuter das Gesöff; die Firmenleitung verkündete, der Schnaps sei gut gegen die Staublunge. Tatsächlich half er nur gegen die Angst vor dem Strahlentod.

Die Schnapsflaschen gibt es nicht mehr, ebensowenig wie die plumpen Lügen. „Die Wismut-Chefs reden ganz anders als früher“, sagt Ulrich Schmidt, 35, „aber ihren Meßwerten trauen wir noch lange nicht.“ Der Bürgermeister von Trünzig hat wie die meisten im Dorf für die Wismut gearbeitet, zehn Jahre lang. Nach der Wende hat er die Umweltgruppe „Radon“ mit gegründet. Die Mitglieder prüfen jetzt Angaben der Firma, denen sie früher blind vertrauen mußten, mit dem Geigerzähler nach.

Zum Beispiel, ob das Werk, wie zugesagt, das Gelände um die Turnhalle des Dorfes gründlich saniert. Messungen hatten gefährlich hohe Radonwerte ergeben, Bürgermeister Schmidt ließ die Turnhalle sperren.

In den fünfziger Jahren hatte direkt daneben eine Verladerrampe für das

\* Bei Kontrolle mit Geigerzähler.



**Bürgerinitiative „Radon“:** „Ihren Meßwerten trauen wir noch lange nicht“

Uranerz gestanden. Waren die Bunker voll und kein Zug in Sicht, kippten die Lastwagenfahrer ihre Fracht neben den Bahndamm. Der Haufen überwucherte, Kinder tobten und schürften sich am Uranerz die Knie auf. Die Eltern gingen derweil Pilze suchen, denn nirgends gab es dickere als an diesem Hügel.

Zur Zeit trägt die Wismut das Erz ab. Neue Volvo-Schlepper karren die Strahlenfracht an das Seeufer auf der Halde. Verlassen die Laster das Gelände, fahren sie durch eine improvisierte Betonwanne, in der 40 Zentimeter hoch trübes Wasser schwappt. Die Brühe soll den radioaktiven Dreck aus den Reifenprofilen spülen. „Augenwischerei“, meint Schmidt, „am besten wäre es, wenn es

Wismut kosten, sagt Dreißig. Damit hält er sich an die Sprachregelung des Konzerns. Inoffiziell kursieren in der Firmenzentrale Schätzungen, nach denen die Wismut den Steuerzahler in den nächsten Jahren um 15 Milliarden Mark, womöglich sogar um 40 Milliarden Mark erleichtern wird.

Eine Milliarde Mark wird allein für den Deckel aus Schutt und Gestein fällig, den die Firma über die beiden Atomseen hinter Trünzig türmen will. Das hilft gegen Staub und Radongas. Inzwischen sind Wismut-Laster schon dabei, rote Erde über Teile der schwarzen Strände zu kippen. Wer eine Staubwolke auf sich zuwirbeln sieht, für den hat Manager Dreißig einen Rat: „Schwarz

gleichwohl bei internationalen Waffenschleibern begehrt und wird auf dem schwarzen Markt von Dritte-Welt-Ländern mit nuklearen Forschungseinrichtungen nachgefragt. 1000 Tonnen des Bombenstoffs in Fässern lagern schon jetzt in einer Halle in Seelingstädt – Dreißig weiß nicht, wohin damit.

Das zweite Problem ist das Radongas. Es entweicht, wenn die haushohen Gesteinsmühlen das Erz zermahlen. Die Fabrik pustet es in die Luft. Wolfgang Petter, 54, Strahlenschutzbeauftragter in Seelingstädt, rühmt die „gute Verteilung“ des radioaktiven Gases. Weil die Anlage auf einem Hügel steht, zerstreut es sich tatsächlich gut – über die Dörfer.

Das dritte Problem ist der Abfall: Aus dem gemahlene Erz spülen Chemikalien das Uran heraus, Radium und andere radioaktive Stoffe bleiben drin. Noch jahrelang sollen die Rückstände in die Schlammseen hinter Trünzig gepumpt werden, mitsamt den giftigen Resten der Chemie. Die Tonschicht unter den sogenannten Absetzbecken sei „doch ziemlich dicht“, sagt Manager Dreißig.

Gerhard Riemenschneider, 48, von der Umweltgruppe „Radon“ hat sich Kartenmaterial aus Wismut-Schreibstischen besorgt. Danach liegt über dem Ton eine Schicht Sandstein. Und der, weiß Geographielehrer Riemenschneider, „ist so etwas wie eine natürliche Wasserleitung“. Das Gift könne deshalb direkt ins Grundwasser gelangen. Im Nachbarort Wolfersdorf sickerte das radioaktive Wasser schon in die Keller.

Auch kann niemand sagen, wie lange an den künstlichen Atomseen die Dämme halten, die Trünzig vor den Schlammfluten schützen. Vor zehn Jahren, so berichten Bauern, riß der Deich an einer Stelle, dunkles Wasser floß ins Tal. Danach durften die Landwirte ihre Kühe wochenlang nicht mehr am Bach hinter dem Dorf tränken.

Die Wismut will die Deiche verstärken. Liegt dann erst der Deckel aus Erde über den Seen, soll der Berg mit seinem Giftkern bepflanzt werden und ganz harmlos aussehen.

Die Menschen in der Region lassen sich gern beruhigen: Der Pförtner der Atomfabrik zeigt auf zwei Karnickel, die über den Rasen vor der Einfahrt hoppeln. Mit der Gelassenheit, die nur ein stattlicher Bierbauch verleiht, sagt er ernsthaft: „Kannste mal sehen, wie gesund hier die Umwelt ist.“



**Bodensanierung in Trünzig:** „Vielleicht waren die Alten einfach robuster“

hier ständig regnen würde.“ Dann bliebe der radioaktive Staub auf der Straße, würde nicht aufgewirbelt und eingeatmet.

„Den Staub müssen wir sofort unterbinden“, sagt inzwischen auch Robert Dreißig, 50. Der Geschäftsleiter Produktion und Technik der Wismut-Atomfabrik Seelingstädt verkörpert den neuen Typus des Firmenmanagers: freundlich, offen, problembewußt.

Dreißig, erst seit Januar auf dem Posten, ist immer bereit, die Schuld der Wismut einzugestehen. Und natürlich auch immer bereit, die Wismut als Retter in der Not zu preisen. Niemand weiß besser, wo welches Gift vergraben liegt. Vor allem lohnt sich Umweltschutz, wenn Bonn die Rechnung zahlt.

Rund 10 Milliarden solle die Sanierung der Uranregion nach Plänen der

und Grau heißt Gefahr, Rot ist Entwarnung.“

Ganz zuschütten kann die Wismut die Seen noch nicht. Das Sanierungskonzept muß in Bonn erst gebilligt werden. Außerdem liegt in Resthalde oder unter Tage noch abgebautes Uranerz.

Das radioaktive Gestein soll durch die „Giftbude“ gejagt werden, wie die Trünziger die Atomfabrik in Seelingstädt nennen. Das Uran, meint Dreißig, müsse schließlich heraus. Sonst strahle es noch über Jahrtausende. Doch diese Sanierung ist nichts anderes als Uranproduktion mit einem angenehmen Namen. Sie verpestet die Umwelt gleich dreifach.

Bis 1995 fallen jährlich 200 Tonnen hoch radioaktives und auf dem offiziellen Markt nahezu unverkäufliches Urankonzentrat an. Der Yellow cake, Rohstoff für die Bombenproduktion, ist